



In seinen Armen

Ein Baby in München stirbt. Der Vater muss ins Gefängnis: Er soll seine Tochter zu Tode geschüttelt haben. Doch ein Mensch ist ganz fest von seiner Unschuld überzeugt – die Mutter des Kindes

Von Theresa Hein, Süddeutsche Zeitung Magazin, 14.05.2021

Kurz bevor Anna Rossi dreißig Jahre alt wurde, fragten ihre Freunde, wie sie den runden Geburtstag feiern möchte. Sie sagte, sie feiere ihn gar nicht. »Ich hab mir da gedacht: Ich bin jetzt dreißig – und was habe ich in meinem Leben erreicht? Eigentlich nichts.«

Sie hatte ja mal alles, was sie wollte, ganz kurz. Aber schon mit 28 hat Anna Rossi das Wichtigste in ihrem Leben verloren. Ihre einzige Tochter starb im Alter von sechs Wochen, und das ist der Grund, warum Rossi der Dreißigste so was von egal ist.

Gut dreieinhalb Jahre wäre Anna Rossis Tochter Elena heute alt, sie starb im Oktober 2017. Gründe für den Tod ihres Kindes hat Rossi in den vergangenen Jahren einige gehört. Sie zählt sie auf: Vielleicht starb das Mädchen an einer Bronchitis. Vielleicht durch plötzlichen Kindstod. Vielleicht, weil sie auf dem Weg ins Krankenhaus falsch beatmet wurde. Oder an Multiorganversagen. Rossi sagt: »Die einzige Sicherheit, die ich habe, ist, dass sie gestorben ist.«

Was sie ausgeschlossen hat: dass ihr Mann die gemeinsame Tochter zu Tode schüttelte. Seit gut dreieinhalb Jahren sitzt er im Gefängnis, eineinhalb erwarten ihn noch: Fünf Jahre Haft wegen Totschlags im minder schweren Fall, so lautete das Urteil.

Anna Rossi ist 32 Jahre alt und trägt am liebsten gedeckte Farben, schwarz, dunkelgrau, dunkelrot, kaum Make-up, die Augen behutsam mit Kajal betont. Die



Stimme, mit der sie erzählt, ist rau und tief für ihre zierliche Statur, und manchmal, wenn sie auflacht, wird sie überraschend hell. Dann wieder versagt ihr die Stimme, wegen der Dinge, die sie erzählt. Und eigentlich heißt Anna Rossi anders, auch die Namen ihres Kindes und ihres Mannes haben wir geändert: Sie will nicht, dass man sie bei der Arbeit auf ihre Vergangenheit anspricht. Mit dem *SZ-Magazin* redet sie, weil sie viel von dem, was nach dem Tod ihrer Tochter passiert ist, immer noch nicht begreift. »Vielleicht verstehe ich es dann auch besser«, sagt sie, und: »Die Menschen bilden sich oft so schnell ein Urteil.«

Anna Rossi versucht, nach dem totalen Kontrollverlust wieder die Deutungshoheit über das eigene Leben zu bekommen. An manchen Tagen ist sie voller Willen, die Situation zu bewältigen, an der sie nichts ändern kann. An anderen Tagen ist sie müde, geschafft, wirkt, als würde sie am liebsten alles hinschmeißen, und redet davon, nach Italien zu ziehen. So wie im September 2020, an einem der letzten sommerlichen Tage des Jahres, an dem man noch einen Rock ohne Strumpfhose tragen kann, so wie Rossi. Sie geht durch die grelle Sonne in München über die Theresienwiese, dunkle Sonnenbrille, schneller Schritt. An diesem Tag ist sie alles leid, man merkt es an der Art, wie sie gestikuliert, aber sie spricht es auch aus. Das Verheiratetsein, ohne sich verheiratet zu fühlen, das nerve, sagt sie. Das Alleinsein. Das Warten darauf, dass ihr Mann aus dem Gefängnis kommt. Das eigene Leben drum herum zu bauen um diese fünf Minuten vor drei Jahren, die es so verändert haben. Dann rückt sie ihre Sonnenbrille zurecht und sagt einen Satz, den man oft von ihr hört: »Aber mir bleibt ja nichts anderes übrig.«

Nach dem Tod ihres Kindes kündigte Anna Rossi ihren Job in einer Kindertagesstätte, kellnerte, gab die Wohnung auf, in der sie mit ihrem Mann gewohnt hatte, kam bei einer Freundin unter, dann bei ihren Eltern. Auf dem Münchner Wohnungsmarkt ist wenig Platz. Für Menschen, die aus dem Raster fallen – Verheiratete, die keine Angaben zum Ehemann machen wollen, zum Beispiel –, ist es beinahe aussichtslos. In den Zeitungen, die den Gerichtsprozess um den Tod ihres Babys begleiteten, stand, Anna Rossi habe ihre Wohnung aufgeben müssen, weil sie



zu teuer gewesen sei. Sie sagt: »Das stimmt nicht, ich musste doch da raus. Da war es ja passiert.« Im Herbst 2020 findet sie eine Wohnung, hat das Kellnern lange aufgegeben und arbeitet wieder in einer Kindertagesstätte, neues Umfeld, ein neuer Anfang. Woran sie festhält, das ist die Beziehung zu ihrem Mann.

Elena Rossi wurde am 12. September 2017 mit einem Kaiserschnitt auf die Welt geholt. Sie wog 2370 Gramm, ein winziges Kind. Dass Elena untergewichtig gewesen sein könnte, wurde erst wichtig, als vor Gericht darum gestritten wurde, woran sie gestorben ist. Im Gerichtsprozess standen sich acht Monate lang Juristen, Ärztinnen und Ärzte gegenüber, und irgendwo dazwischen Anna Rossi, Mutter ohne Kind.

In der Woche vor ihrem Tod im Oktober 2017 weinte Elena mehr als sonst. Sie war nur einigermaßen ruhig, wenn man sie auf dem Arm herumtrug, in der Nacht schlief sie bei ihren Eltern im Bett. »Am Sonntag war sie dann kaum zu beruhigen«, so erzählt es ihre Mutter heute, »wir haben sie abwechselnd auf dem Arm getragen.« Anna Rossi ging an diesem Sonntagnachmittag kurz auf die Toilette mit dem Vorsatz, ihre Tochter gleich danach zu stillen. Sie weiß noch, wie ihr Mann Pietro zu ihrer Tochter sagte: »Schau, die Mama kommt gleich wieder.« Dann ging Anna Rossi ins Bad, drei, vier, fünf Minuten. Sie wusch sich gerade die Hände, als sie hörte, wie ihr Mann rief: »Elena, respira!« Elena, atme!

Sie eilte in die Küche und fragte, was passiert sei. Anna Rossi sagt, Pietro habe geantwortet: »Sie hat aufgehört zu atmen und hängt einfach nur so da.« Anna Rossi rief den Notarzt an, der Anruf wurde später vor Gericht abgespielt. »Ich hab ein kleines Baby, das nicht mehr atmet«, sagte sie ins Telefon. Der Mann am anderen Ende der Leitung fragte, wie das Baby aussehe, was passiert sei, gab ruhig Anweisungen, es auf den Unterarm zu legen und ihm zwischen die Schulterblätter zu klopfen. Anna Rossi sagte: »Das funktioniert nicht, die Lippen sind jetzt komplett blau.« Da brach ihre Stimme.

Als die Notärzte eintrafen, schlossen sie Elena an ein Beatmungsgerät an, außerdem kamen ein Neugeborenen-Notarzt, ein Kindernotarzt, die Feuerwehr. Reibungsloser Ablauf, da waren sich später alle einig. »So viele Leute«, sagt Anna



Rossi und schüttelt den Kopf, als sie an den Tag zurückdenkt. »Ich weiß nicht, wer noch alles kam.«

Die Ärzte schoben die Eltern zur Seite und legten Elena auf den Wohnzimmertisch. Anna Rossi sagt, dass ihre Tochter zu dem Zeitpunkt schon im ganzen Gesicht blau angelaufen war. Sie und ihr Mann, sagt sie, wurden aus dem Zimmer geschickt, sie erinnert sich, wie sie an der Tür zum Schlafzimmer stehen und ein Feuerwehrmann ihnen gut zuredet. Er versuchte ihnen zu erklären, was die Ärzte gerade taten. »Ich weiß, dass es nicht böse gemeint war, dass wir nicht dabei sein durften«, sagt Anna. Sie versteht es trotzdem nicht.

Als Elena stabil war, wurde sie mit dem Krankenwagen in die Haunersche Kinderklinik gebracht, eine Frau von der Krisenintervention fuhr ihre Eltern im Auto hinterher. »Man redet immer so viel von Erziehungsberechtigten«, sagt Anna Rossi, »das war doch unsere Tochter. Aber in dem Moment war sie allein.« Die Eltern saßen auf der Rückbank des Autos und hielten sich an der Hand. Sie weinten, zu Hause, im Auto, im Krankenhaus. Pietro Rossi fragte seine Frau immer wieder: »Warum ist das passiert, warum hat sie aufgehört zu atmen?«

In der Nacht erklärte der Arzt in der Kinderklinik den Eltern, dass der Hirndruck der Tochter enorm gestiegen sei. »Er hat gesagt, dass Hirnschäden bleiben könnten. Und dass es jetzt nicht mehr Elena ist, die ihr Herz schlagen lässt, sondern nur noch die Maschinen außen rum.« Anna Rossi erzählt die Worte des Arztes präzise und leise nach, jeden Halbsatz scheint sie noch zu wissen. »Er hat uns gefragt, ob wir unserer Tochter das antun wollen oder ob wir sie selbst und ihr Herz entscheiden lassen möchten.« Also sprachen Pietro und Anna darüber, im Krankenhausflur. Sie beschlossen, die Maschinen abschalten zu lassen und zu sehen, ob Elena selbst genug Kraft hat.

Elena hatte nicht genug Kraft. Am Montagmorgen um Viertel vor drei beendete der Oberarzt die künstliche Beatmung.



»Wir haben einen Sessel bekommen. Wir durften sie abwechselnd auf dem Arm haben«, sagt Anna Rossi.

Wie sie aussah? »Voller Löcher«, sagt Rossi sehr leise, »von den ganzen Injektionen. Wahnsinnig klein.« Elena starb um vier Minuten nach vier.

Das Krankenhaus meldete ihren Tod am Montag der Polizei: Todesursache fraglich, eine Kindesmisshandlung stehe im Raum. Übliches Vorgehen: Das tote Kind wird in die Rechtsmedizin gebracht.

Anna und Pietro Rossi fuhren zu Annas Eltern, dort warteten Familie und Freunde. »Wir haben nicht viel geredet. Wir waren einfach zusammen«, sagt Anna Rossi. Einen Tag später rief die Mordkommission bei ihr auf dem Handy an. Ob die Eltern ein paar Fragen beantworten könnten? Anna Rossi sagt, sie habe sich über den Anruf gewundert, sich aber nicht viel dabei gedacht. Sicher eine Routinemaßnahme.

Am nächsten Abend, dem Dienstag, nahmen zwei Polizisten das Ehepaar mit aufs Kommissariat. Anna Rossi sagt, sie habe noch gefragt, warum sie nicht zu Hause bleiben könnten. Sie weiß die Antwort nicht mehr, nur noch, dass alles sehr schnell ging. Sie und ihr Mann wurden getrennt voneinander in zwei Autos zum Kommissariat gebracht. Auf der Polizeidienststelle brachte eine Polizistin Anna in ein Zimmer und sagte, ihr Mann sei wahrscheinlich schuld am Tod ihrer Tochter.

Anna Rossi sagte, was sie dachte: »Das stimmt nicht.«

»Das kann nicht wahr sein.«

»Das ist nicht normal.« »Sie sind nicht normal.«

Dann wurde sie befragt: Warum sie ein Kind bekommen hätten, was passiert sei, was für ein Mensch ihr Mann sei. Anna Rossi sagt, sie habe immer die gleichen Antworten gegeben: Sie hätten ein Kind bekommen, weil sie ein Kind bekommen wollten. Ihr Mann sei ein ruhiger Mensch, der nie laut werde, geschweige denn gewalttätig sei. Sie fing an, zurückzufragen. Warum sie ihren Mann nicht sehen könne? Wo er sei? Wie es weitergehe?



Nach Mitternacht wurde Anna Rossi nach Hause geschickt, ihr Mann musste über Nacht im Kommissariat bleiben. Am nächsten Morgen klingelten zwei Polizisten bei den Rossis, Anna öffnete die Tür. Laut Anna Rossi wiederholten die Polizisten, dass sie glauben, Pietro hätte ihre Tochter umgebracht, und sagten, dass ihr Mann in Untersuchungshaft in die Justizvollzugsanstalt in der Stadelheimer Straße gebracht wurde. Wer in München aufwächst, wie Anna Rossi, der assoziiert mit Stadelheim hohe graue Mauern, RAF-Terroristen, NSU- Verbrecher.

Drei Tage nach Elenas Tod saß Anna bei sich zu Hause und telefonierte Anwälte durch, die sie sich im Internet zusammengesucht hatte. Am selben Abend rief ihre beste Freundin Bestattungsunternehmen an und fragte nach Kinderbestattungen, sie leitete Anna ein paar Nummern weiter.

»Das war schwer«, sagt Rossi. »Mit dem Bestattungsunternehmen zu sprechen war schwer. Auf den Friedhof zu gehen und einen Platz zu suchen war schwer.« Sie zögert. »Zwischendurch war ich auch sauer.« Sie wird rot, als sie leise ausspricht: »Weil ich alles alleine machen musste.«

Auf der Beerdigung ihrer Tochter sahen sich Anna und Pietro wieder, das erste Mal nach zwei Wochen. Pietro kam in Begleitung von zwei Polizisten auf den Friedhof, ganz anders wirkte er auf seine Frau, stank nach Zigaretten, hatte einen Vollbart, sah dürr aus. Als Anna ihn sah, rannte sie auf ihn zu. »Beim Umarmen hab ich die Knochen durch seine Winterjacke gespürt«, sagt sie. Und: »Die waren schon sehr human, die Polizisten, das muss ich sagen.« Die Polizisten nahmen Pietro die Handschellen ab, damit er seine Frau umarmen konnte. Sie weinten zusammen. Es sei der erste richtige Moment gewesen, in dem sie zusammen trauern konnten, sagt Anna rückblickend. »Und der einzige.«

Anna Rossi zweifelt nicht daran, dass es so war, wie ihr Mann gesagt hat. Nicht an den guten Tagen und nicht an den anderen. Das Kind habe in Pietros Armen aufgehört zu atmen, mehr sei da nicht gewesen, da ist sie sich sicher. »Ich glaube, viele verstehen nicht, warum ich mir so sicher bin. Das hat, glaube ich, auch unser



Anwalt nie wirklich verstanden. Dass ich sage, ich würde für meinen Mann die Hand ins Feuer legen, dass alles so passiert ist, wie er es mir gesagt hat.«

Als Anna sechs Jahre alt war, kamen ihre Eltern mit ihrer kleinen Schwester und ihr aus dem Süden Italiens nach München. Hier ist sie aufgewachsen, hat die Realschule besucht, liberale Erziehung, große Altbauwohnung. Mit 20 lernte sie Pietro kennen, in Italien geboren, wie sie, aus dem Süden. Als sie sich zum zweiten Mal trafen, sagte er ihr schon, er suche niemanden, um einfach schnellen Spaß zu haben. Er sagte, er möchte eine gemeinsame Zukunft mit ihr haben. Anna Rossi lacht leise, als sie sich daran erinnert. Sie sei sofort fasziniert gewesen, gleichzeitig habe sie gedacht: »Was geht mit dem ab?«

Im Sommer 2016 heirateten Anna und Pietro in Italien, nach acht Jahren Beziehung. Im Januar 2017 wurde Anna schwanger, sie freuten sich, zogen in eine größere Wohnung. An die Wand des Kinderzimmers malte Anna einen Kirschbaum mit rosafarbenen Blüten, davor stellten sie das Kinderbett. So, dass es aussah, als würden die Blüten auf das Bett regnen. Sie zeigt Fotos davon auf ihrem Handy. »Ich bin eigentlich unromantisch«, sagt sie, »bin sarkastisch, rede nicht so viel.« Ihr Mann sei das Gegenteil. Er rede wie ein Wasserfall. »Wenn er mal nicht redet, ist was passiert.«

Seit gut dreieinhalb Jahren sprechen die beiden meistens nur einmal im Monat, wenn Anna Rossi nach Landsberg in die Justizvollzugsanstalt fährt. Die Corona-Pandemie hat die Beziehung noch schwieriger gemacht. Es ist nur noch ein Besuch für eine Stunde pro Monat erlaubt, und nur noch die engsten Angehörigen dürfen kommen. Ein geplanter Besuch des *SZ-Magazins* 2020, dem Pietro Rossi zugestimmt hatte, scheitert an den neuen Regeln. Anna und Pietro Rossi schreiben einander Briefe, am Anfang fast jeden Tag. Sie schreiben davon, wie sehr sie einander lieben und sich aufeinander freuen. Die frühen Briefe handeln auch vom Tod ihrer Tochter, von ihrer Trauer und der Fassungslosigkeit. In den ersten zwei Jahren durften die Eltern bei den Besuchen nicht darüber sprechen, wie es zum Tod der Tochter gekommen war, weil der Prozess noch andauerte, so sieht es die Untersuchungshaftvollzugsordnung vor.



Die Besuche wären sonst abgebrochen worden. Genauso, wenn einer der beiden zu emotional geworden wäre. »Das war schlimm«, sagt Anna Rossi, »nicht weinen zu dürfen in dieser Situation.« Wenn sie ihren Mann heute im Gefängnis besucht, reden sie meistens über Nebensächlichkeiten. »Wir versuchen, nicht immer nur über das Traurige zu sprechen.«

Im Zimmer ihrer Tochter war Anna nur noch einmal, zum Ausräumen. »Da hab ich mir eingebildet, ich würde überall noch ihren Duft riechen.« Gemeinsam mit ihrer Mutter packte sie die Kindersachen in Kisten, dabei führte sie, wie sie heute erzählt, Diskussionen mit sich selbst: Sie fragte sich, ob sie die Sachen wiederverwenden wird. Ob sie sie verschenken soll oder verkaufen. Oder einfach wegschmeißen. Am Ende beschloss sie, alles in Kisten zu packen und in die Garage der Eltern in München zu stellen, ganz nach hinten.

Nach Elenas Tod wurde Anna Rossi für zwei Monate krankgeschrieben. Ihr Mann blieb in Untersuchungshaft, bis zum Beginn des Prozesses knapp ein Jahr später. Anna bekam Tabletten, die den Milcheinschuss versiegen ließen. Nach ein paar Tagen passte sich ihr Körper dem Umstand an, dass es auf einmal kein Baby mehr gab. Im Januar 2018 ging Anna wieder in die Arbeit in der Kindertagesstätte, zuerst nur stundenweise. Ihre Kolleginnen bestärkten sie, nicht nur zu Hause herumzusitzen. Sie fing an, joggen zu gehen, zum Kickboxen, ins Fitnessstudio. Weil sie nicht wusste, was sie sonst mit ihrer Zeit tun sollte, außer: Sport machen und arbeiten. Fast jeden Tag stand sie um fünf Uhr früh auf, ging eine Stunde laufen, zehn Kilometer im Park, immer dieselbe Strecke. »Ich hatte in diesem Jahr einfach nie das Gefühl, müde zu sein«, sagt sie. Schon ein bisschen extrem sei das gewesen, erzählt Anna Rossis Schwester. Aber niemand in der Familie habe gewusst, was er tun sollte.

In der Arbeit vereinbarten Rossi und ihre Kolleginnen am Anfang, dass Anna nicht mit einem Kind allein gelassen wurde. Sie wollte es so. Weil der Fall ausgiebig in der Lokalpresse zu verfolgen war, wussten auch alle Eltern Bescheid. »Jeder, der mich auch nur ein bisschen kannte, konnte sich das zusammenreimen«, sagt sie. Aber niemand sei unfreundlich zu ihr gewesen, viele hätten ihr ihr Beileid ausgesprochen.



Es dauerte nicht lange, und sie war wieder acht Stunden am Tag in der Arbeit. Es half ihr, etwas zu tun zu haben. »Aber reinkommen und glücklich sein, zu jeder Jahreszeit laut fragen: Was machen wir denn heute – das ging nicht mehr«, erzählt sie. Sie war alarmiert, wenn ein Kind sich verschluckte oder einen Hustenanfall bekam. Einmal schlief ein Kleinkind auf einem Stuhl im Garten ein. Sie bekam Angst. Also weckte sie es. Als ihr Mann schuldig gesprochen wurde, kündigte sie ihren Job: »Ich hatte das Gefühl, ich kann keine Verantwortung mehr für Menschen übernehmen, nur noch für Dinge.« Auf die Frage, ob sie mit dem Leben gehadert habe, schüttelt sie den Kopf. »Ich bin so jemand, ich bin dankbar dafür, dass ich leben darf. Das schon. Auch wenn's scheiße ist.«

Sie fing an, einen Therapeuten aufzusuchen. Noch in der ersten Sitzung sagte der Psychotherapeut zu ihr, sie müsse akzeptieren, dass ihr Mann schuld am Tod ihrer Tochter sei. Rossi war entsetzt, von einer anderen Therapeutin hörte sie Ähnliches. Erst beim vierten Anlauf fühlte sie sich verstanden. Die Therapeutin bestärkte sie, gemeinsam mit ihrem Mann eine Therapie zu beginnen, sobald er aus dem Gefängnis käme. »Aber wer mir in dieser Zeit wirklich geholfen hat«, erzählt Rossi, »waren keine Ärzte. Sondern die Menschen, die um mich rum waren, die mich nicht verurteilt haben. Freunde und Familie, die einfach da waren.«

Im Frühjahr 2018 wurde Anna 29 Jahre alt, da war ihre Tochter schon ein halbes Jahr tot. An Annas 30. Geburtstag war ihr Mann seit eineinhalb Jahren in Untersuchungshaft. Der Prozess gegen ihn lief acht Monate. Als sie über die vergangenen drei Jahre nachdenkt, am Nikolaustag 2020, sagt Anna Rossi: »Keiner gibt mir diese Zeit wieder.« Sie sagt es nicht böse, sondern schlicht, als eine Tatsache.

In dem Gerichtsprozess ließen ein renommierter Staatsanwalt und ein renommierter Strafverteidiger einen Medizinprofessor nach dem anderen als Gutachter zu Wort kommen. Von Beginn an stritten die Fachleute, weil das Verletzungsbild uneindeutig war. Das Kind hatte einen sofortigen Atemstillstand, unüblich bei Kindern, die geschüttelt werden, außerdem eine Bronchitis und Schluckbeschwerden, der Kopf sei im Verhältnis zum Körper unverhältnismäßig gewachsen. Die eine Seite.



Die Gerichtsmedizinerin stellte bei dem toten Kind aber auch ein besonderes Verletzungsbild fest: Elena hatte Blutungen unter der Hirnhaut, außerdem ein Hirnödem und Einblutungen in die Netzhaut. Das Zusammentreffen dieser drei Verletzungen gilt als charakteristisch für Kinder, die geschüttelt wurden. Die andere Seite.

Einer der medizinischen Gutachter der Verteidigung bemerkte, als er die Krankenhausakten noch einmal durchsah, dass der Kunststoffschlauch, mit dem Elena Rossi vom Notarzt künstlich beatmet werden sollte, um einen Zentimeter verrutscht war. Elena war zwar mit Sauerstoff versorgt worden, konnte das Kohlendioxid jedoch nicht abatmen. Einblutungen in die Netzhaut entstehen dadurch, dass mit der Sauerstoffzufuhr etwas nicht stimmt, dass das Gehirn entweder zu wenig oder zu viel mit Sauerstoff versorgt wird. Das Baby war etwa vier Stunden lang falsch beatmet worden. Es sind Dinge wie diese, die die Mutter sich merkt. Die ihren Verdacht bestärken, dass ihre Tochter eben nicht an einem Schütteltrauma gestorben ist. Anna Rossi sagt von sich, sie sei ein Mensch, der an Zufälle glaube, an die guten und die schlechten.

»Ein Schütteltrauma ist eine Ausschlussdiagnose«, sagt Peter Guttmann, der im Prozess der Strafverteidiger von Pietro Rossi war. Da gebe es eine Reihenfolge, man müsse eines nach dem anderen kontrollieren: »Hat man Herzfehler ausgeschlossen, Epilepsie, plötzlichen Kindstod?« Das sei vor Gericht nicht geschehen. Er sagt, dass der Richter im Prozess ein sehr erfahrener Mann sei. Aber einer, der eben nicht an Zufälle glaube.

Und der Vater, den alle als ruhigen Menschen beschreiben, wie es auch im psychiatrischen Gutachten steht, das während der Haft erstellt wurde? Der sagte während der ersten polizeilichen Vernehmung etwas, das die Staatsanwaltschaft aufhorchen ließ.

Im Vernehmungsprotokoll steht, Pietro Rossi habe gesagt, er habe seine Tochter »geschüttelt«, und daraufhin sei sie zusammengebrochen. Die Vernehmung fand in Rossis Muttersprache statt, auf Italienisch, im Beisein einer Übersetzerin. Pietro und



Anna Rossi sagen, Pietro sei falsch übersetzt worden. Er habe seine Tochter in den Armen gewiegt und auch das italienische Wort für »wiegen« verwendet, »cullare«, nicht das Wort für schütteln, »scuotere«.

Der Verteidiger Peter Guttmann erklärt, die Reihenfolge – also wann der Vater das Kind geschüttelt habe – sei der Knackpunkt: Hat das Kind zuerst aufgehört zu atmen und ist dann geschüttelt worden? Oder war es andersherum? Während der Vernehmung sei sein Mandant bedrängt worden, sagt Guttmann: »Der Beamte hat immer wieder gebohrt. ›Geben Sie es doch zu, Sie haben das Kind zuerst geschüttelt!‹ Und: ›Wir haben die Mitteilungen der Pathologie vom Kinderkrankenhaus!‹« Guttmann kritisiert auch, dass die Vernehmung über Stunden hinweg nur einen Tag nach dem Tod des Kindes erfolgte, ohne Anwesenheit eines Anwalts.

Der Staatsanwalt, Laurent Lafleur, wehrt das ab. »Der Beschuldigte wurde nicht bedrängt«, sagt er. Lafleur sitzt im Januar 2020 in der Staatsanwaltschaft München I und erzählt den Prozess aus seiner Sicht nach. Er sagt, dass die Vernehmung bei der Mordkommission belastender sein könne als bei Ladendiebstahl, das verstehe sich von selbst.

In Deutschland werden normalerweise weder Vernehmungen noch Gerichtsprozesse aufgezeichnet – welche Worte aus Rossis Mund gekommen sind, ob er »geschüttelt« oder »gewiegt« gesagt hat, kann niemand mehr prüfen. Der Vater beteuert seine Unschuld bis heute. Um Klarheit zu schaffen, wurden deswegen im Prozess auch die Ermittlungsbeamten eingeladen, die Pietro vernommen hatten. Sie sollten die Bewegung wiederholen, die ihnen Pietro Rossi während der Vernehmung vorgemacht hatte. Damit man sehen konnte, ob es eine schüttelnde oder eine wiegende Bewegung war.

Die beiden Polizisten vollführten vor Gericht mit einer Puppe eine eindeutige Bewegung: ein Wiegen des Kindes in den Armen, mit abgestütztem Kopf. Kein frontales Schütteln. Peter Guttmann sagt heute, er habe in diesem Moment gedacht, der Fall sei gewonnen und der Mandant bald frei.



Pietro Rossi wurde im Sommer 2019 verurteilt. Fünf Jahre Haft wegen Totschlags im minder schweren Fall. Der Richter Michael Höhne urteilte, der Vater habe seine Tochter am Tag vor ihrem Tod heftig geschüttelt, und folgte damit den von der Anklage berufenen Gutachtern, die das Verletzungsbild auf ein Schütteltrauma zurückführten. Höhne sagte bei der Urteilsverkündung, Elenas Tod sei ein besonders tragischer Fall. Die Kammer habe bedacht, dass die Tat des Angeklagten ein »Augenblicksversagen« eines liebenden Vaters gewesen sei, der Vater sei überfordert gewesen. Als der Richter das Urteil aussprach, fing Anna Rossi an zu weinen. »Das war ein Schock. Mit der Zeit hab ich dann realisiert: Es ist so, jetzt kann man nichts mehr dran machen.«

Die Anklageschrift sei »total konstruiert« gewesen, sagt Peter Guttman, zumal die Staatsanwaltschaft sogar wegen Mordes angeklagt habe. Wenn Anna Rossi nicht diese drei bis fünf Minuten auf der Toilette gewesen wäre, hätte man ihren Mann gar nicht wegen Mordes anklagen können – das Mordmerkmal der Heimtücke wäre nicht erfüllt gewesen. In der Anklage hieß es, der Vater habe »heimtückisch« den Gang der Mutter zur Toilette ausgenutzt, um dann das Kind zu schütteln.

Bei fahrlässiger Tötung vertraut jemand darauf, dass das eigene Handeln letztlich gutgehen wird. Bei der vorsätzlichen Tötung dagegen nimmt man einen Tod in Kauf. Der Staatsanwalt Laurent Lafleur erklärt gegenüber dem *SZ-Magazin*, diese billigende Inkaufnahme sei schwer festzustellen, weil man nicht den Kopf der Leute aufschrauben und hineinsehen könne. Aber das objektive Verletzungsbild des Kindes lasse sich nicht anders erklären als durch ein »äußerst kräftiges Schütteln«. Er beruft sich auf die Expertise der Gutachter: »Wer ein Baby so kräftig schüttelt, rechnet damit, dass es dadurch sterben kann, und nimmt dies in Kauf.« Lafleur sagt, er verstehe, dass das Urteil für manche harsch erscheine. Aber bei der rechtlichen Beurteilung des Falles führe »kein Weg an der Bejahung des Tötungsvorsatzes vorbei«.



Man sitzt nun zwei Juristen gegenüber und fragt sie jeweils nach der Einschätzung, die vielleicht die interessanteste ist: Wie haben sie den Fall als Mensch erlebt? Als Väter, die sie beide sind?

Der Verteidiger Peter Guttmann sagt, der Fall Rossi sei vermutlich der emotionalste seiner dreißigjährigen Karriere gewesen. Pietro Rossi hätte seiner Auffassung nach freigesprochen werden müssen.

Der Staatsanwalt Laurent Lafleur sagt, er versuche, solche Fälle nicht mit nach Hause zu nehmen.

Anna Rossi hat keine fremden Einschätzungen nötig. Sie erzählt von den Besuchen bei ihrem Mann in Haft. Wie verunsichert ihr Mann bei einem der ersten Treffen gewesen sei. Die Mithäftlinge hätten zu ihm gesagt, nach ein paar Monaten im Gefängnis hätten sie ihre Familie verloren, niemand wolle die ganze Zeit warten, niemand wolle so eine Beziehung haben.

Anna sagt, sie habe ihm geantwortet: »Du kennst mich seit zehn Jahren.« »Wir sind nicht wie alle anderen.« »Wir leben seit acht Jahren unter einem Dach, es ist überhaupt keine Frage, dass ich auf dich warte.«

Genauso wie es für sie keine Frage ist, dass ihr Mann die Wahrheit gesagt hat. Darüber, was passiert ist, bevor ihre Tochter aufhörte zu atmen.

Die Frage, an der Anna Rossi verzweifelt, wenn sie vom Gerichtsprozess erzählt, lautet: »Wie kann es sein, dass die Einschätzung einer Mutter so wenig wert ist?« Sie sagt, ihre Tochter habe sich immer schon häufig verschluckt. Nach der Geburt sei ihr das schon aufgefallen, im Krankenhaus, als Elena die Zufütterungsmilch nicht habe aufnehmen können. Anna Rossi erzählt, sie habe das auch vor Gericht gesagt, aber es sei nicht weiter darauf eingegangen worden.

»Sie war ein ruhiges Kind. Nur kurz bevor wir rausgegangen sind, hat sie öfter geweint. Dieses Warten, das hat ihr nicht gefallen.«

Sie sagt: »Sie war gern an der frischen Luft.«



Sie sagt: »Sie hat sich von Anfang an sehr gut geschlagen. Obwohl sie so klein war.«

Anna Rossi erzählt von ihrer Tochter, wie viele Mütter von ihren kleinen Kindern erzählen. Mit dieser absoluten Sicherheit zu wissen, was in ihnen vorgeht, egal, ob sie sechs Jahre oder sechs Wochen alt sind.

An einem Dezembertag 2019 spaziert Anna Rossi über einen Friedhof in München. Sie hat angeboten, dass man mitkommen könne, weil sie ohnehin fast jeden Tag herkommt, auch heute, fahle Wintersonne, blauer Himmel. Auf diesem Teil des Friedhofs sind die Kreuze und Steine meistens nur mit Vornamen versehen: Wer hier begraben liegt, wurde nicht alt genug, um beim Nachnamen angesprochen zu werden. Man geht und liest und kann nicht anders, als zu rechnen, sieben Jahre, vier Jahre, zwei Jahre. Oder sechs Wochen, so wie Elena, vor deren Grab Anna jetzt kniet und auf dem sie eine rote Wachsrose zwischen den weißen Steinen geraderückt. Wenn Rossi heute von Fremden gefragt wird, ob sie Kinder hat, sagt sie: Ja, ich habe eine Tochter, aber die ist nicht mehr da. Und dann fragen die Leute nicht weiter nach.

Eigentlich will Anna das Grab ihrer Tochter jeden Tag besuchen, aber im Winter ist das schwierig, weil der Friedhof dann nicht so lange geöffnet hat. Seit sie in der Innenstadt arbeitet, schafft sie ihre Besuche in der Mittagspause nicht mehr so leicht. Manchmal hat sie deswegen ein schlechtes Gewissen und entschuldigt sich bei ihrer Tochter. Dann steht sie vor dem Grab und sagt: »Tut mir leid, dass ich es nicht jeden Tag schaffe. Ich geb mir Mühe.« An diesem Dezembertag drückt Anna Rossi einen Kuss auf ihre Handfläche, dann legt sie ihre Hand auf den herzförmigen Stein mit dem Namen und dem Geburts- und Sterbedatum ihrer Tochter. Sie richtet sich auf und geht über die Wiese, die von der Wintersonne in Streifen geteilt wird. »Das Schlimmste ist eigentlich«, sagt Anna Rossi: »Wenn ich herkomme und sehe, dass ein neues Grab ausgehoben wurde, und daneben liegt die aufgehäuften Erde. Und am nächsten Tag, wenn ich wiederkomme, ist die Erde wieder drauf.«

Anna Rossi hat viel verloren in den vergangenen Jahren. Aber bei jedem der insgesamt elf Treffen, im Café, bei sich zu Hause, auf dem Friedhof, beim



Spazierengehen, begegnet dem *SZ-Magazin* eine Frau, die von irgendwoher die Gewissheit nimmt, dass sie diesen Albtraum irgendwann überstanden haben wird.

Im Frühjahr 2020 stellt Pietro Rossis Anwalt einen Antrag auf Hafthalbierung, kurz keimt in Anna die Hoffnung auf, ihr Mann könnte vorzeitig entlassen werden. Als man Rossis ehemaligen Strafverteidiger Peter Guttman darauf anspricht, macht er eine wegwerfende Handbewegung. »Halbstrafe, das bekommt in Bayern nur der Uli Hoeneß.« Nach dem Antrag auf Hafthalbierung stellt Rossis Anwalt den nächsten Antrag, zur Aussetzung der Haftstrafe nach zwei Dritteln, damit wäre Rossi im Februar 2021 freigekommen. Anfang Mai 2021 ist die Entscheidung darüber immer noch offen.

Pietro Rossi wird zum Verhängnis, dass er im Gefängnis keine Psychotherapie auf Deutsch machen will. Er fordert eine Therapie in seiner Muttersprache. Anna Rossi sagt manchmal, sie habe das Warten so satt, vielleicht müsse sie sich darauf einstellen, dass ihr Mann wirklich erst nach Ablauf der fünf Jahre aus dem Gefängnis komme. Und eine halbe Minute später: »Vielleicht kommt er ja zu Weihnachten raus.«

Sie sagt, sie sei nicht wütend, sie wisse nicht, auf wen. »Aber wenn man über ein Menschenleben entscheidet, dann sollte man sich schon Zeit nehmen und das Umfeld besser kennenlernen.« Sie sagt, sie denke nicht, dass die Anwälte und Richter auch nur den Hauch einer Ahnung gehabt hätten, wie sie als Familie gewesen seien. »Und wie mein Mann als Mensch ist.« Die Fakten im Obduktionsbericht zweifelt sie nicht an. »Nur, wer sagt mir denn«, fragt sie, »dass Elena nicht schon vorher krank war?« Die Frage, warum das alles passiert ist, stellt sich Anna Rossi häufig. Ob sie sich auch fragt, nur manchmal, nur kurz, ob ihr Mann ihr vielleicht doch nicht die Wahrheit gesagt haben könnte? »Nie.«

Was Anna zu schaffen macht, ist die Zeit. Denn wenn alles anders gewesen wäre, wäre sie jetzt schwanger mit dem zweiten Kind? Wäre das zweite Kind vielleicht schon auf der Welt? Es sind Gedanken, die sie sich selten erlaubt, über die Zeit, die ihr niemand wiedergibt, eine Sorte von Gedanken, die nicht glücklich macht. Manchmal kommen sie aber.



Am Nikolaustag 2020 in ihrem Wohnzimmer in München, der ersten eigenen Wohnung seit drei Jahren, stehen Umzugskartons an der Wand, es riecht leicht nach frischer Farbe. Rossi sucht nach Worten, sie sagt, dass sie das Gefühl habe, ihr sei so viel Würde genommen worden.

Auf die Frage, ob sie wieder Kinder will, sagt sie einmal: »Ja, ganz sicher.« Und dann schiebt sie hinterher, ihr sei bewusst, dass es Zeit brauchen werde, bis sie und ihr Mann wieder zueinanderfinden.

Sie fragt zurück: »Wer weiß, wie lange das dauert?«